



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Geschichtsphilosophische Gedanken. 8

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Meinung offen und unumwunden geäußert und nie Veranlassung aus solchen Erlebnissen geschöpft, Ihr Verhältnis zu meiner Person aufzulösen. Jetzt ruft mich meine Pflicht, als Erbe meines Vaterlandes den Säbel zu ziehen für eine Frage, deren Entstehung einem System zugeschrieben werden muß, dem Sie sich mehr genähert haben, während ich mich ganz von demselben losgesagt. Vollkommen verstehe ich, daß Sie meine Zurückhaltung während der allerletzten Zeit empfunden haben und angesichts eines Krieges, der mich vielleicht auf lange Zeit vom häuslichen Kreise fern halten wird, den Drang nach andrer Beschäftigung in sich regen werden fühlen.



Geschichtsphilosophische Gedanken

8



urch das Mißfallen an dem unerquicklichen Schauspiele der Partekämpfe lassen sich die Parteilosen und durch den Ärger über die Unausrottbarkeit der Gegenparteien die Parteimenschen nicht selten verleiten, entweder einzelne Parteien oder das ganze Parteitreiben für staatsgefährlich zu erklären. In Wahrheit machen aber die Partekämpfe den Inhalt des politischen Lebens aus, denn ohne solche ist keine Änderung der Staatseinrichtungen denkbar, eine Verwaltungsmaschine aber, die keine Umbildung mehr erlitte, wäre eben nur noch eine Maschine oder gar nur noch die Mumie eines Staates. Die Klagen über das Parteitreiben pflegen um so heftiger zu werden, je gesünder dieses wird. Gesund ist es nämlich dann, wenn alle verschiedenen Interessengruppen ihre Bedürfnisse und Wünsche lebhaft äußern, d. h. also wenn die Parteien sehr zahlreich sind. Das ist natürlich für die Staatsmänner wie für die Parteiführer, die große handliche Gruppen brauchen, höchst unbequem, und sie jammern dann über die „Zerfahrenheit,“ „Verwobenheit“ wäre das richtigere Wort. Das ganze Unglück besteht gewöhnlich nur darin, daß einige Gesetze lange warten müssen oder gar nicht zustande kommen, die, falls sie fertig werden, nach kurzem Bestand bis zur Unkenntlichkeit verändert oder ganz wieder abgeschafft werden müssen. Wenn auch wirklich notwendige Änderungen zuweilen ungebührlich lange hinausgeschoben werden, so liegt das gewöhnlich nicht an der „Zerfahrenheit“ der Parteien, sondern an der Gewohnheit, dem Staate Dinge aufzupacken, die viel besser von den beteiligten Gemeinden, Provinzen oder Korporationen erledigt würden, und an der Veressenheit auf solche „organische“ Gesetze, die das Gegenteil von organisch, nämlich systematisch und schematisch sind. Anstatt sich auf den einzelnen Fall zu beschränken, wo baldige Abhilfe ganz gut möglich wäre, läßt man die um Abhilfe bittenden

warten, bis ein „organisches“ Gesetz für den ganzen Staat fertig ist, das aber, weil zu viele und zu vieles umfassend, weder den Bittenden gerecht wird, noch denen, die nicht gebeten haben; ein Rock für alle paßt eben keinem.

Wie die Dinge nun einmal liegen, d. h. weil die Parlamente nicht mehr ihrer ursprünglichen Bestimmung nach bloß kontrollirende, berichtende und begutachtende, sondern gesetzgebende Körper sind, so bleibt allerdings nichts übrig, als die Verschmelzung der vielen kleinen in wenige große Parteien anzustreben. Dabei ist die Dreiteilung der Zweiteilung vorzuziehen, aus zwei Gründen. Erstens wird durch die Zweiteilung die Regierung zur Parteiregierung gestempelt, was sie notwendigerweise bei den oppositionellen Volksmassen verhaßt machen muß. Bei der Dreiteilung, wo sich bald diese bald jene beiden Parteien zu einer Regierungsmehrheit zusammenfügen, kommt jede der drei abwechselnd neben die Regierung und ihr gegenüber zu stehen. Zweitens weil bei der Dreiteilung jede der drei Parteien mit den beiden andern Fühlung unterhalten muß, demnach sich niemals ein das Volksleben vergiftender tödtlicher Haß einnisten kann wie bei der Zweiteilung. So z. B. ist es ein großes Glück, daß wir der Konfession nach in Deutschland drei Parteien haben: die evangelische, die katholische und die kirchenseindliche. Jede von ihnen braucht von den andern zweien bald die eine bald die andre, und wenn die vorübergehenden Bündnisse auch nur mit sauer süßer Miene abgeschlossen werden, so verhindern sie doch wenigstens die Todfeindschaft, wie sie in Frankreich zwischen den Republikanern und Klerikalen besteht. Das Übel würde dort noch schlimmer sein, wenn nicht das eigentliche Volk, das schaffende Volk, der Politik überdrüssig wäre und die Drohnen des Palais Bourbon, wie man die Abgeordneten oft nennt, lärmern ließe, ohne sich um sie zu kümmern. Der französische Bürger ist schon froh, wenn seine nach Anweisung der Regierung gewählten Vertreter die Milliardenschuld nicht gar zu ungeheuerlich vermehren und keine neuen Belästigungen erfinden. Die Staatsverwaltung läuft, dank dem ausgebildeten Ordnungssinn der Franzosen und den gut geschulten Unterbeamten, ganz allein, und so ist also dort das Staatsleben eigentlich schon tot und verodet und der Staat zur Maschine geworden; denn von dem politischen Lärm der kleinen hauptstädtischen Kreise wird das eigentliche Volk nur wenig berührt.

Wo aber, wie bei uns in Deutschland, das Volk noch in politischer Gährung begriffen ist, da gebietet die Staatsweisheit, dem Auseinanderfallen des Volkes in zwei große Parteien möglichst vorzubeugen. Deshalb ist es auch unerwünscht, wenn die kirchlichen, die wirtschaftlichen, die ständischen, die eigentlich politischen Gegensätze sich multiplizieren. Kreuzen sie sich hingegen, so bleibt jede einzelne Partei der Masse der übrigen und dem Staate gegenüber schwach.

Nur in zwei Fällen bedroht der Parteikampf den Bestand des Staates: wenn sich eine rücksichtslose Partei einer schwachen Regierung gegenüber findet,

diese stürzt und zur Unterdrückung aller andern Parteien fortschreitet, wie es die Jakobiner in Frankreich gemacht haben, und wenn die zwei großen Parteien, in die das Volk zerfällt, verschiedene Landschaften bewohnen; wie leicht vollzog sich 1830 der Zerfall der Niederlande, die allerdings nur ein Kunstgebilde waren, in Belgien und Holland! An solche Beispiele denkt man zu meist, wenn man vor den Gefahren der Parteisucht warnt. Allein die Beispiele sind gewöhnlich unpassend gewählt. Hegel behauptet sogar, das einzige, was die Geschichte lehre, sei das, daß nichts aus ihr zu lernen sei, weil sich ja keine frühere Lage wiederhole. So weit gehen wir nicht; denn lehrt auch dieselbe Lage niemals wieder, so doch oft genug eine ähnliche. Aber nicht selten wendet man ganz unähnliche Fälle auf die Gegenwart an, z. B. wenn den heutigen Deutschen bei ihren Feder- und Wortgefechten die alten Griechen als warnendes Beispiel vorgehalten werden. Warum soll denn Griechenland lehrreicher für uns sein als Rom, das in beständigen Partekämpfen groß und immer größer ward, ja gerade durch seine Partekämpfe in die Eroberungspolitik hineingetrieben wurde? Welcher Unverstand außerdem, den alten Griechen einen Vorwurf daraus zu machen, daß sie keinen Großstaat aufgerichtet haben! Von Gott zu einem seefahrenden, kulturverbreitenden Volke bestimmt, haben sie die Küsten der Mittelmeerländer mit einem Saume von Kolonien verbrämt, und Griechenland selbst war eben auch nur eine ihrer Kolonien, die von Hellenen kolonisierte Spitze der Balkanhalbinsel. Wer hätte auch nur an die Möglichkeit denken können, diese Küstenstreifen zu einem Staate zu vereinigen? Hätte es je zum Einheitsstaate kommen sollen, so hätten die Griechen, anstatt langgestreckte Küsten zu besiedeln, ins Innere ihrer Halbinsel eindringen müssen. Aber dann wären sie eben etwas ganz andres geworden als jenes Hellenenvolk, das wir kennen. Sie hätten, gleich den ägyptischen oder asiatischen Despoten und den Römern, die Kunst des Landkrieges und die der Verwaltung großer Provinzen ausgebildet, zwei Künste, die ohnehin reichlich vorhanden waren. Ihnen aber war von der Vorsehung die anderwärts noch nicht gelöste Aufgabe gestellt, in Werken der Kunst die Idee des Schönen auszuprägen und damit den spätern Geschlechtern eine nie versiegende Quelle der Erquickung zu erschließen; sodann zu lehren, wie man die Dinge richtig schaut, das Geschaute in Worten richtig wiedergiebt, die Ursachen der Anschauungen erforscht und die Ergebnisse der Forschungen methodisch verknüpft. Die Orientalen konnten die strenge Wissenschaft nicht schaffen, weil bei ihnen die Phantasie, die Römer nicht, weil bei ihnen das praktische Interesse überwog. Um aber diese beiden Leistungen vollbringen zu können, mußten sie gerade so leben, wie sie lebten: nicht in ein großes, gleichartiges Land zusammengedrängt, sondern über viele verschieden gestaltete Länder zerstreut, sodas ihnen aus wechselnder Umgebung stets eine Fülle verschiedner Anschauungen zuflöß, immer in der aufheiternden Nähe eines freundlichen warmen Meeres und lieblicher Land-

schaftsbilder, die den Anwohner nicht in düsteres Brüten versinken lassen, beständig in innre Kämpfe verwickelt, die zum Erfinden von allerlei Listen, zur Ausbildung der Disputierfertigkeit zwangen, in häufiger Berührung mit Fremden, die niemals in einem abgeschlossenen Vorstellungskreise zu erstarren gestattete, durch alles dieses zusammengenommen zu großer Beweglichkeit und Gewandtheit erzogen. Nachdem sie ihre Aufgabe erfüllt, den Geist der Humanität, wie wir das nennen, hervorgebracht und in Denkmälern und Handschriften aufgespeichert hatten, da waren sie als eigenartiges Volk nicht mehr nötig, und es wäre wiederum zweckwidrig gewesen, wenn sie die Kraft gehabt hätten, Neubildungen zu verhindern, die ebenfalls im Plane der Verbesserung lagen. Es galt, dem Christentum die Wiege zu bereiten, der Weltreligion eine Weltwiege. Zu diesem Zwecke mußte Alexander, in dessen Person das von ihm besiegte Griechenvolk seinen höchsten Triumph feierte, griechische Sprache und griechisches Wesen über den ganzen Orient verbreiten und jene Verschmelzung der jüdischen Weltweisheit mit der christlichen anbahnen, die dem Logos zu seiner Verkörperung die geeignete Materie darbot. Sodann mußten alle Mittelmeerländer in einem Reiche vereinigt werden, dessen Provinzen in guter Verbindung und lebhaftem Verkehr miteinander standen, sodaß der raschen Verbreitung der neuen Lehre und Gemeinschaft kein Hindernis im Wege stand. In die äußern Formen dieses Reiches endlich, aus dem die Römer, die es geschaffen hatten, hinwegschwanden, mußte die neue Gemeinschaft hineinwachsen, um mit dem Panzer einer wohlgefügteten Kirchenverfassung verwahrt den Stürmen der Völkerwanderung trozen und durch sie hindurch nicht allein das Christentum, sondern alle Schätze der ältern Kultur in die Zeiten der neuen hinüberretten zu können. Ohne die griechische Weltsprache, die Verschmelzung des jüdischen Ideenkreises mit dem griechischen und das römische Weltreich ist weder die christliche Kirche noch die moderne Kultur denkbar. Was war es nun weiter für ein Unglück, daß die griechischen Stättlein von Mazedonien und dann von Rom verschlungen wurden? Was hätte die Welt und was hätten die Griechen selbst davon gehabt, wenn nicht ein Mazedonier, sondern ein Athener oder Spartaner ein Königreich Mazedonien gegründet hätte? Das eigentliche Griechenland wäre politisch auf alle Fälle nur ein unbedeutendes Anhängsel davon gewesen; und seine Rolle als Weltschulmeister hatte das Völkchen ausgespielt, sobald seine Bildung in der Welt verbreitet war. Was fortan in dieser Hinsicht noch zu thun übrig blieb, dazu waren nicht mehr seine Personen, sondern nur noch seine Werke nötig. Die Personen lebten übrigens fort, und ihre Nachkommen leben heute noch. Nicht wenige von ihnen leben sogar als Weinbauern und Ziegenhirten eine ganz homerische Idylle, in alter Sitteneinfalt, Gastfreundschaft übend und am Feierabend fröhliche Tänze aufführend; nur mit dem Unterschiede, daß sie nicht mehr den Zeus und die Pallas Athene, sondern Gott Vater und die

Jungfrau Maria verehren und des Segens der Erlösung theilhaftig geworden sind, ohne deswegen auf die ihrem Stamme eigne poetische Anschaulichkeit in der Darstellung des Göttlichen zu verzichten. Sie befinden sich in diesem Zustande nicht weniger wohl als ihre berühmten Vorfahren, die Sieger von Salamis und die großen Philosophen, deren Thaten und Lehren sie in unserm Jahrhundert auf dem Umwege über Deutschland wieder kennen gelernt haben; wahrlich eine schöne Tour des großen Lampadodromos der ewigen Panathenäen, in dem immer ein Volk dem andern die Fackel reicht!

Ähnlich wie die altgriechische, ist die Zerrissenheit des mittelalterlichen Italiens zu beurteilen. Heinrich Leo billigt sie und die Parteikämpfe der Kleinstaaten nicht allein um des höhern Zweckes willen, der dadurch erreicht wurde, sondern als das Natürliche und Gute an sich. Er sagt über die mancherlei Versuche, die angestellt wurden, in Genua Frieden zu stiften (Band III seiner Geschichte der italienischen Staaten, S. 477): „Im Grunde sind die Vorstellungen der Menschen vom Frieden wunderbar. War denn nicht der Kriegszustand, in welchem sich die Genueser befanden, eben ein solcher, wo die individuelle Kraft jedes Einzelnen fast ungemessen sich ausdehnen konnte? Jahrelang war das ganze Gebiet in zwei feindliche Hälften zerplittert; so genoß jede Gewaltthat eines gewissen Schutzes. Dabei war keiner der Nachbarn weiter beteiligt, als er beteiligt sein wollte; die Genueser wütheten gegen sich, nicht gegen Fremde. Dennoch ist die menschliche Natur beschränkt genug, nicht einzusehen, daß dies gerade der Genua angemessene Zustand, der, bei welchem es geistigen Frieden hatte, war; daß jeder mechanisch wohl geordnete politische Zustand gerade das dem genuesischen Wesen unangemessenste gewesen wäre, und so feindete man Genua fortwährend mit Friedensversuchen an, die der Natur der Sache nach neue Spaltungen begründen mußten, während man mit der Einsicht, daß gewisse durch die christliche Bildung entwickelte Sätze, mögen sie auch in der Theorie richtig sein, doch nicht überall anwendbar sind, sich alle unnötigen Versuche und Genua krankhafte Zwischenzustände erspart hätte. Krieg und Frieden stehen einander wie Wärme und Kälte entgegen; und wie für gewisse Tiere ein warmes Klima Lebenselement ist, so für andre ein eisiges. Wie man die meisten Tiere vernichtet oder wenigstens ihre ursprüngliche Natur bricht und verdirbt, wenn man ihnen eine unangemessene Temperatur anweist, so hat man auch in der Welt bei weitem mehr geistiges Unglück angerichtet durch den Frieden als durch den Krieg, weil man mit jenem immer die bornirte Anforderung einer politisch-mechanischen Ordnung verband und oft die Individualitäten der Einzelnen und der kleinen Kreise knickte, um ein farbloses, unerquickliches Allgemeines herzustellen. Das schönste Land Europas ist durch dies Aufheben kleiner politischer Kreise aller Frische beraubt worden. Wie Genua im Kriege den ihm eigentümlichen Frieden hatte, sieht man deutlich durch das Wachsen seiner Handlung bei beiden Parteien,

durch die großen Bauwerke in Burgfesten und Häfen an der genuesischen Küste von beiden Parteien."

Die Florentiner, schreibt Leo im Anfange des vierten Bandes, beseelte ein ähnlicher Geist der Unruhe und Streitlust wie die Genueser, „von denen sie nur der Sinn für höhere Bildung und der Mangel matrosenartiger Natur unterscheidet. Notwendige Bedingung innerer Ruhe ist auch bei ihnen Erschöpfung oder äußerer Kampf, und in diesem raschen Streben sehen wir mannichfaltigen Wechsel der Verfassung, weil jede Generation die öffentlichen Verhältnisse mit Gewalt oder durch Vertrag so zu ordnen suchte, daß die durch Energie und Geist bedeutenden Individuen, sowie die durch ihre Kraft oder ihre Mittel dem Staate wichtigern Stände auch in der Form des öffentlichen Zustandes den Platz erhalten, der ihnen der Sache nach gebührt. Es hat nicht an Historikern gefehlt, welche diesen Geist der Unruhe geschmäht und ihn als ein unsittliches Element bezeichnet haben, während er allein es doch ist, der rasch das grundböse Verhältnis, das aus einem Nichtzusammentreffen des Wirklichen mit dem erkannten Bessern entsteht, aufhebt und so nur ein Ausdruck höherer Sittlichkeit ist."

Waren solchergestalt Unruhe und Kampf das Beste, weil das Naturgemäße für die Italiener selbst, so bildeten sie zugleich auch die unerläßliche Bedingung für die Erzeugung der eigentümlichen Gaben, mit denen die italienischen Städte die Welt beschenken sollten. Wir wollen nicht von ihren Leistungen in der Industrie, im Handel und in der Ingenieurkunst sprechen, in denen sie bald von den nordischen Völkern eingeholt wurden, noch von der Begründung und Ordnung der Geldwirtschaft und des Bankwesens. Aber wie hätte ohne jene uneingeschränkte Freiheit des Individuums, die der beständige Kriegszustand sicherte, eine bildende Kunst entstehen können, die nicht, gleich der orientalischen und altchristlichen, an einen vorgeschriebnen Priesterkanon oder eine polizeilich überwachte Hoffitte gebunden war, sondern gleich der altgriechischen ohne Scheu aus dem schöpferischen Geiste hervorspringen und sich frei an der Natur bilden durfte? Und wie hätte ohne jene ungezügelte Freiheit des Wortes und der Schrift, die nur bei vielfältiger Spaltung der Gewalten und beim Fehlen einer durchgreifenden Zentralgewalt möglich ist, jene große Bewegung der Geister entstehen können, von der auch unser deutscher Humanismus ein Sprößling ist? jene Bewegung, die den Menscheng Geist aus dem dogmatisch-hierarchischen Gebäude hinaustrieb, das sich aus einer schützenden Hütte in eine Zwingburg der Geister zu verwandeln drohte? Sa selbst die moderne Politik haben die italienischen Städte geschaffen und obwohl selbst unfähig, einen Großstaat zu gründen, doch aus ihrer reichen politischen Erfahrung gelernt, wie einer zu gründen sei, und als Republikaner die Fürsten mit einem unübertrefflichen Lehrmeister beschenkt. Nur ein Zustand, wo jeder gezwungen ist, sich im freien Kampfe seiner Haut gegen alle

andern zu wehren, treibt alle in der Menschennatur liegenden Kräfte und Anlagen hervor (vorausgesetzt, daß der Kampfplatz eng begrenzt bleibt).

Eine friedliche Ordnung, in der Millionen mittelmäßiger und unbedeutender Menschen jeder sich selbst und alle zusammen das Ganze leidlich erhalten, läßt sich am besten im zentralisirten Großstaate herstellen. Aber die Weisheit der Wenigen, die das große Ganze kunstvoll aufbauen und mit gewaltiger Hand regieren, ist das Erbteil älterer Kulturen, die nur durch originelle Geister geschaffen werden konnten. Für die Entfaltung origineller Geister bietet der bereits fertige wohlgeordnete Großstaat, der schon den Knaben und den Jüngling in die feinen Zwecken dienliche Bildungsform einzwängt, nur ausnahmsweise die Möglichkeit dar. Jene originellen Geister, deren Werke uns Heutigen das Glück der Originalität wenigstens noch in der Vorstellung genießen lassen, konnten nur in Verhältnissen gedeihen, wo es jedem Einzelnen frei stand, sich nach Belieben auf seine Weise zu bilden, und wo jeder zeitlebens, ohne in dem Joch einer vorgeschriebenen und abgezirkelten Wirksamkeit der Routine zu verfallen, in beständiger Reibung mit immer andern Personen und im beständigen Wechsel der Verhältnisse aus einer Lage in die andre geriet. Das sieht jeder leicht ein, und darum wird es kein Verständiger bedauern, daß den Italienern — und auch uns Deutschen — das Glück des Einheitsstaates erst so spät beschert worden ist. Aber was man nicht durch Nachdenken finden, sondern nur aus geschichtlichen Urkunden lernen kann, das ist die überraschende Thatsache, daß diese kleinen Gemeinwesen bei aller Uneinigkeit unter einander und bei dem Wüten der Parteikämpfe im Schoße eines jeden mit wunderbarer Klarheit das ihnen Zusagende erkannten und, wo es sich um ihre Daseinsbedingungen handelte, mit wunderbarer Einmütigkeit die richtigen Entschlüsse trafen. Das merkwürdigste Beispiel solcher Einmütigkeit ohne jede äußerliche einigende Zwangsgewalt hat Leo noch gar nicht gekannt. Es ist der Widerstand, den Florenz von 1311—1313 dem Luxemburger geleistet hat. Dieser Kampf — nicht Krieg, denn die ausgeführten Kriegsthaten sind nicht der Rede wert — kann erst beurteilt werden, seitdem die Korrespondenz der Republik aus jenen Jahren erschienen ist (1877, nach dem Tode des Herausgebers Bonaini). Sie ist fast vollständig erhalten und läßt uns, von unbedeutenden Lücken abgesehen, die Schritte der Signoria Tag für Tag verfolgen. Wir sehen, wie sie anfangs vorsichtig abwartet und sich mit dem heranrückenden Kaiser auf guten Fuß zu stellen sucht, so lange sein Römerzug als bloßer Krönungszug angesehen werden konnte. Sobald sie aber inne wird, daß sich Heinrich nicht mit einer idealen Kaiserwürde begnügt, sondern in allem Ernste das Königtum aufrichtet, Stadt um Stadt „reformirt,“ d. h. eine von ihm abhängige Behörde darin einsetzt und Abgaben erhebt, das widerstrebende Brescia belagert, steht ihr Entschluß fest, sich dem Kaiser in einem Kampfe auf Leben und Tod entgegenzustellen. Unermüdet arbeitet nun ihre Diplo-

matie. Vor allem wird eine neue Welfenliga der tuscanischen Städte begründet und ein Heer aufgestellt. Unaufhörlich gehen Boten und Briefe mit Mahnungen an die Städte Lombardiens und der Trevisaner Mark, sich dem Bunde anzuschließen, und mit Geldunterstützungen; die Florentiner werden nicht müde, den schwankenden unter den Städten klar zu machen, daß die deutsche Herrschaft mit der Eigenart und dem Gedeihen der italienischen Städte unverträglich sei, und vor der Verführung durch die schönen Versprechungen des Kaisers zu warnen, der sein Wort nicht halten werde. Sie werden nicht müde, die Bundesgenossen zu beaufsichtigen, bei inneren Streitigkeiten zu mahnen, daß jetzt jede andre Rücksicht der Pflicht, die bedrohte Freiheit zu retten, weichen müsse, Säumige anzutreiben, Mutlose zu ermuntern, auf Einheit und Plan in den militärischen Unternehmungen zu dringen; päpstliche Gesandte, schreiben sie, die Welfen, dürften um keinen Preis in eine Stadt des Bundes eingelassen werden. Gleichzeitig schließen sie ein Bündnis mit Robert, dem Könige von Sizilien (wie damals der König von Neapel genannt wurde). Und während sie dem Papste schmeicheln, ihn von der Kirchenfeindlichkeit des in Wirklichkeit aufrichtig frommen Kaisers zu überzeugen und ihn so mit diesem zu entzweien suchen, schreiben sie dem König Robert, an die päpstlichen Mahnungen zur Freundschaft mit Heinrich dürfe er sich nicht kehren. Gleichzeitig heben sie den König von Frankreich gegen Heinrich auf und suchen durch Bestechung im Kardinalskollegium die französische Partei zu stärken. Dem König Robert liegen sie fortwährend mit der Bitte um Hilfe und mit der Mahnung zu energischen Schritten in den Ohren, und als sie Briefe aufgefangen haben, aus denen hervorgeht, daß Heinrich und Robert in Unterhandlungen mit einander stehen, suchen sie letzteren davon abzubringen, indem sie in ihrem Schreiben ihre Erbitterung verbergen und ihre Mahnungen stets in eine so liebenswürdige Form kleiden, daß sich der König nicht beleidigt fühlen kann. Ganz genau überwachen sie, nachdem Heinrich in Rom angelangt ist, die Schritte ihrer dorthin geschickten Truppen, auch das finanzielle Interesse in den Anweisungen zur Soldzahlung u. dergl. sorglich wachend. Als dann Heinrich in Tuscanien stand und ihre Stadt unmittelbar bedrohte, überwachten sie mit größter Umsicht die Verteidigungsmaßregeln; jeden militärisch wichtigen Punkt, das Benehmen jeder Dorfgemeinde, jedes Fleckens behielten sie im Auge, keine Bewegung entging ihrer Aufmerksamkeit, wohin immer es nötig schien, erging sofort eine Weisung, eine Mahnung oder Drohung oder ein Strafbefehl. Auch in den Tagen der höchsten Gefahr und der tiefsten Erschöpfung wollten sie von der Vermittelung, die der Papst anbot, nichts wissen; lieber wollten sie allesamt sterben, als ihre Unabhängigkeit preisgeben. So hielten sie drei Jahre lang aus, bis der unerwartete und gar nicht zu erwartende Tod des Kaisers ihre Beharrlichkeit krönte.

Um diese Korrespondenz würdigen zu können, muß man bedenken, daß

es nicht etwa ein einzelner hervorragender Mann ist, der da als Lenker des Staates schreibt oder die Schreiben diktiert. Podestà und Capitano, die, falls sie nicht gerade abwesend sind, mit vollem Namen und Titel zeichnen, waren jährlich wechselnde Fremde und lediglich Werkzeuge der Republik. Mitunter kam ein solcher Beamter abhanden. So meldet ein neugewählter Capitano, daß er auf der Reise zum Amtsantritt in die Gewalt der Feinde geraten sei, und bittet, ihn zu befreien. Die Signoren antworten, es sei ihnen leid, aber sie könnten nichts für ihn thun; er möge sehen, wie er loskomme, sei er nicht zum bestimmten Tage da, so müßten sie sich eben nach einem andern umsehen. Verfasser der Briefe sind die Prioren — die Redaktion war Sache eines Notars —, und deren Namen werden nicht genannt. Wozu auch! Wechseln sie doch aller zwei Monate, und kein einzelner Prior darf für sich das Verdienst des Inspirators oder Verfassers in Anspruch nehmen, denn — anders ist die ganze Erscheinung gar nicht zu erklären — der eigentliche Verfasser ist „das Commune,“ die Bürgerschaft, diese Menge anonymer Wechsel, Tuchfabrikanten, Goldschmiede, Schwertfeger, Schuster und sonstiger Handwerker, von denen keiner daran denkt, seinen Anteil an dem Werke zu beurkunden und so seinen Namen der Nachwelt zu überliefern. In christlichen Zeiten wohl der merkwürdigste Fall eines Gemeingeistes, der gleich einem in sich klaren und charakterfesten Einzelgeiste sein Ziel beharrlich und ohne Schwanken verfolgt und in keinem Augenblick über die zu ergreifenden Maßregeln in Zweifel gerät. Daß Venedig seine weise Politik nicht drei, sondern beinahe tausend Jahre hindurch festzuhalten vermochte, das erscheint uns zwar unendlich großartiger, ist aber doch im Grunde genommen leichter zu erklären; denn diese Beherrscherin der Meere besaß, beim gänzlichen Ausschluß des gemeinen Volkes von der Staatsleitung, in ihrem Adel eine dem altrömischen Senat und in der Dogenwürde eine der Monarchie ähnliche Einrichtung. Zu einem Übel, das um jeden Preis überwunden werden mußte, wurden die Kleinstaaterei und die Parteikämpfe in Italien und Deutschland erst von der Zeit ab, wo die spanisch-habsburgische und die französische Großmacht fertig geworden waren und die Selbständigkeit der innerlich gespaltenen Nachbarvölker bedrohten. Die Aufrichtung großer Nationalstaaten wurde umso nötiger, als die Ausbildung der modernen Technik, die Beschleunigung und Erleichterung des Verkehrs Vermögen anhäufte, deren Inhaber in einem Kleinstaat nicht mehr Bürger, sondern nur noch Herren sein können (die Mediceer können als Vorbild für spätere Zeiten angesehen werden), Großstädte anwachsen ließ, deren Ernährung nur in einem Großstaat gesichert werden kann, und Werke anzulegen zwang (Eisenbahnen, Kanäle, Artillerieschießstätten, Festungen), die über das Maß kleinstaatlicher Verhältnisse hinausgehen. Auch der Großstaat hat seine Schönheit und seine Vorzüge. Vor der Erhabenheit einer Volkserhebung wie der deutschen in den Jahren 1813 und 1870, vor einer Armee von einer Million

Streitern, die nicht ein Schwarm zusammengepeitschter Horden und Milizen ist, wie das Heer des Xerxes, sondern ein aus lebendigen Theilen, aus Männern, gebildeten Männern, kunstvoll gefügtes Instrument in der Hand eines Gewaltigen, vor einem Verwaltungskörper wie dem des Königreichs Preußen und des deutschen Reiches, in dem jedes der vielhunderttausend Glieder seine Schuldigkeit thut, verschwindet alles, was frühere Zeiten geschaffen haben. Für persönliche Größe jedoch bleibt nur an wenigen Stellen Raum übrig. Eine besondere Art von Größe freilich ist sogar ganz allgemein, sie wird erzwungen; aber es ist eine Art, die nichts Erhebendes und nichts Erfrischendes hat. Der Mehrzahl der Menschen wird nämlich zugemutet, daß sie Helden seien in schweigender Entsagung und stiller Pflichterfüllung; der Held dieser Art sinkt nur zu leicht zum bloßen Lastvieh herab. Man kann sagen: In der Zersplitterung sind die Menschen groß, ihre Werke klein (abgesehen von den Kunstwerken, die nicht mathematisch, sondern dynamisch zu messen sind), im Großstaat die Werke groß, die Menschen mittelmäßig und klein. Schreitet die Ordnung des zentralisirten Großstaates bis zur Vernichtung aller Individualität fort, dann verlieren auch die größten Werke allen Wert; sie sind dann nur, gleich den Pyramiden, traurige Denkmäler des Hochmutes und Gräber geopferter Menschenseelen. Der Absolutismus des vorigen Jahrhunderts hatte schon den Weg nach diesem verhängnisvollen Ziele eingeschlagen. In Deutschland sorgte das rege litterarische Leben, dem die Kleinstaateri eine Freistätte gewährte, dafür, daß das Volk nicht geistig verödete, wie das französische außerhalb Paris. Zwar wurde überall die Zensur gehandhabt, aber, wie es in einer neuern Geschichte dieser Einrichtung ganz treffend heißt, da Württemberg nichts dawider hatte, wenn Hessen, und Hessen nichts, wenn Württemberg kritisiert wurde, so gab es kein Ländchen im Reich, über das nicht in irgend einem andern Ländchen freimütig geschrieben werden konnte. Und doch, trotz reichen litterarischen und wissenschaftlichen Lebens, welchen Stumpfsinn bekundet das Volk bei seinen eignen großen Geschicken, und wie unfähig zur Beforgung seiner eignen Angelegenheiten erweist es sich! Wie traurig erscheint das stille Dulden des preussischen Volkes unter dem Drucke der französischen Invasion, verglichen mit dem Widerstande, den die Lombardenstädte den Hohenstaufen, die tuscanischen dem Luxemburger leisteten, oder auch noch mit der Tapferkeit Stralsunds und Magdeburgs im dreißigjährigen Kriege! Und wie kläglich erscheint noch heute die Unbeholfenheit der Gemeinden, Stände und Gewerkschaften, die bei jedem kleinen Übelstande keinen andern Rat wissen, als Polizei und Regierung auzurufen, während die Bürger- und Bauernschaften früherer Zeiten ihre Angelegenheiten mit Geschick und Gewandtheit selbst zu ordnen verstanden. Ohne alle Hilfe von außen oder oben haben vor sechshundert Jahren die deutschen Bauern im slawischen Osten die vortrefflichsten Ordnungen hergestellt und haben die Slawen ohne Geschrei und Gewalt

that ganz unmerklich im stillen germanisirt, bloß durch die Anziehungskraft der erfreulichen Zustände, die sie schufen.

So gelangen wir denn auch auf diesem Wege zu dem im vorigen Abschnitt aufgestellten Ideal: einer Zentralgewalt, die stark genug wäre, das Vaterland gegen den äußern Feind zu schützen, im Innern eine nicht zu pedantische Ordnung aufrecht zu erhalten und große nationale Aufgaben, wie die Anlage von Schiffahrtskanälen, zu lösen, verbunden mit einer Selbstverwaltung der Gemeinden, Landschaften und Körperschaften, die eine freie Entfaltung der Individualitäten gestattete und jedem Einzelnen die Mitwirkung an den öffentlichen Angelegenheiten ermöglichte. Das letzte leistet der Konstitutionalismus nur sehr unvollkommen. Denn bei der ungeheuern Größe der Staaten ist den Einzelnen ein unmittelbares Eingreifen nicht möglich; ihre Arbeit am Gemeinwohl beschränkt sich auf Zeitunglesen, Bierstubengeschwätz und eine oder zwei Abstimmungen in fünf Jahren, bei denen sie, mehr von Zufällen als durch vernünftige Überlegung geleitet, ein Gewicht von mikroskopischer Kleinheit in die Waagschale der Entscheidungen werfen. Sie haben niemals das Bewußtsein, etwas geleistet zu haben. Der Bürger einer Kleinstadt, der sich an deren Regierung beteiligt, der Genosse einer Innung oder eines Gewerksvereins, die haben dieses Bewußtsein; dort Scheinarbeit an einem großen, hier wirkliche an einem kleinen Gemeinwesen. Aber immerhin, so lange das Ideal nicht verwirklicht ist, bewahrt der Konstitutionalismus wenigstens vor Erstarrung; darum sollten wir die Partekämpfe, die er hervorruft, nicht beklagen, sondern als Zeichen des wiedererstandenen Lebens willkommen heißen.

Vergleichen wir die Partekämpfe des heutigen Großstaates mit denen der frühern Kleinstaaten, so sehen wir, daß jene gewaltthätiger und roher geführt wurden mit Straßenkämpfen, Verbannungen, Hinrichtungen, Häufereinreißen und Mordbrennereien, während bei den unsrigen das endlose Geschimpf und Geschwätz, das leider durch den Druck verewigt wird, Ekel erregt. Welche der beiden Fectweisen man vorziehen will, das ist Geschmacksache. Die Interessen, um die es sich in beiden Fällen handelt, sind nicht wesentlich von einander verschieden: Standes- und Familieninteressen, Ehrgeiz, Habsucht, Herrschsucht, Thatendrang einzelner Personen, politische Ideale, Gemeinde- und Landschaftsinteressen, Glaubensmeinungen; nur ballen sich im modernen Großstaate ganze, durch verschiedene Landesteile verbreitete Bevölkerungsschichten unter dem Druck und Zug gleichartiger Notstände und Interessen zu großen Massen zusammen, und manche Interessenkonflikte schieben sich aus dem Innern bis an die Landesgrenze vor, indem ganze Völker und Staaten mit einander wegen des Broterwerbes in Streit geraten. Die einzige wirklich große Gefahr, die in dem Gewirr unsrer heutigen Interessenkonflikte lauert, besteht in der Tendenz zur Spaltung der Völker in eine kleine Klasse von Kapitalisten und ein die Masse des Volkes verschlingendes Proletariat.